



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Zwei Psychologen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Ursache, hierüber zu trauern. Das jetzige Deutschland darf, obgleich es ja nicht einmal das Großdeutschland ist, das sich die politischen Idealisten aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts erträumten, als mächtig genug gelten, einer Welt von Feinden zu trotzen — warum in doktrinäer Weise alle Kleinstaaterei im Inland und an den Grenzen auszrotten, da diese doch auch ihre entschiednen Vorteile hat?



Zwei Psychologen



Wenn heute in Frankreich von Psychologie die Rede ist, so meint man die von Ribot und seiner Schule; Ribot hat die alte Schulpsychologie durch die physiologische Psychologie der Engländer und der Deutschen verdrängt, schreibt Dr. Krauß im Vorwort zu seinem Werke: Théodule Ribots Psychologie (Zena, Hermann Costenoble, 1905). Indem wir versuchen, den Standpunkt und die Methode des französischen Forschers durch Mitteilung einiger seiner Ansichten wenigstens andeutungsweise zu charakterisieren, halten wir uns an ein Werk von ihm selbst: Psychologie der Gefühle von Th. Ribot, übersetzt von Chr. Ufer (Altenburg, Oskar Bonde, 1903). Obwohl wir an philosophischen Büchern von deutschen Verfassern wahrhaftig keinen Mangel haben, ist doch die Übersetzung dieses französischen Werkes nicht als eine überflüssige Arbeit zu bezeichnen. Denn die Gefühle waren bisher das am wenigsten durchforschte Gebiet — die sie behandelnden Schriften machen nach Ribot von der neuern psychologischen Literatur noch nicht den zwanzigsten Teil aus —, und das Werk enthält eine vollständige Übersicht über die Ergebnisse der französischen, englischen, deutschen und skandinavischen Forscher.

Fühlen, denken, begehren, die drei Lebensformen der seelischen Dreieinigkeit (Ribot sagt, Dreieinigkeit im theologischen Sinne, weil keine ohne die beiden andern vorkommt, und doch jede etwas von den andern verschiednes ist), kann man nicht definieren. Jeder kennt sie aus eigener Erfahrung und weiß, wenn der Name ausgesprochen wird, was damit gemeint ist. Will man durchaus eine Definition von Gefühl versuchen, so kann man allenfalls sagen: es ist das Innewerden eines körperlichen oder seelischen Zustandes. Ribot würde das „oder“ vielleicht nicht ganz korrekt finden, denn er hält jedes Gefühl für das Innewerden eines leiblichen Zustandes. „Wenn man aus der täglichen Erfahrung aufs Geratewohl Zustände herausgreift, die unter den schwankenden Bezeichnungen Gefühle, Gemütsbewegungen und Leidenschaften bekannt sind, wie Freude und Traurigkeit, Zahnschmerz und die angenehme Empfindung des Wohlgeruchs, Liebe oder Zorn, Furcht oder Ehrgeiz, ästhetischer Genuß, religiöse Nüchternheit, so bemerkt man zunächst bei oberflächlicher Musterung, daß alle diese Zustände zwei Seiten haben, nämlich eine objektive oder äußere und eine subjektive oder innere. Wir bemerken zunächst motorische Äußerungen wie Gliederbewegungen, Gebärden, eine bestimmte Haltung des Körpers, Ver-

änderung der Stimme, Erröten oder Erblassen, Veränderung der Absonderungen und Ausscheidungen, und wir bemerken zugleich eigentümliche angenehme, unangenehme oder gemischte Zustände unsers Bewußtseins.“ Sind diese beiden Gruppen von Zuständen unabhängig voneinander, oder ist die eine die Grundlage der andern? Ribot antwortet: das zweite ist der Fall. Die körperlichen Veränderungen sind das Wesentliche, die Grundlage des Gefühls: die Bedürfnisse, Neigungen und Strebungen, die sich in Bewegungen des Organismus kundgeben, und die wahrgenommenen Seelenzustände sind nur die Wirkungen davon. Jedes Gefühl wurzelt im leiblichen Organismus. Seine Entwicklung im Gesellschaftsleben verflucht die körperlichen Zustände mit einer stetig wachsenden Menge von Vorstellungen, differenziert, verfeinert und intellektualisiert so das Gefühl, so hoch hinauf, bis dieses vor den Ideen beinahe verschwindet und damit seine Kraft verliert. Das Gefühlsleben beginnt mit der Sensibilität des Protoplasmaflümpchens, das das Licht sucht oder flieht, und erhebt und verfeinert sich im Menschen bis zum höchsten wissenschaftlichen, ästhetischen, sittlichen, religiösen Enthusiasmus. „Man darf jedoch getrost behaupten, daß diese höhern Formen der großen Mehrzahl der Menschen unerreichbar sind. Von einer Million gelangt vielleicht kaum einer dazu. . . . Diese zarten und verfeinerten Formen, die von den Intellektualisten für die höhern gehalten werden, bedeuten in Wirklichkeit nur eine Verarmung im Entwicklungsgange des Gefühls. Sie sind, wie gesagt, selten, und von einigen Ausnahmen abgesehen ohne Wirkung, denn der Regel nach verliert jedes Gefühl an Kraft in dem Maße, wie es sich intellektualisiert, und der blinde Glaube an die »Macht der Ideen« ist in der Praxis eine unerschöpfliche Quelle von Täuschungen und Irrtümern. Eine Idee, die nichts als Idee, Erkenntnis ist, bringt nichts hervor und kann nichts hervorbringen, sie wirkt erst dann, wenn sie gefühlt wird, wenn ein Gefühlszustand sie begleitet, wenn sie Tendenzen, motorische Elemente wachruft.“ Wenn sie das tut, ist sie doch nicht unwirksam! Aus andern Stellen geht hervor, daß ihn hier nur der ungenaue Ausdruck in Widerspruch mit sich selbst verwickelt, und daß er das im Auge hat, was oft in Volksversammlungen geschieht, wo die Idee nur scheinbar das Wirksame ist. In zusammengedrängten Menschenmassen teilen sich die physischen Zustände eines Redners, seine Hitze, seine Gesichtsverzerrungen, seine Gliederbewegungen durch Sympathie den Zuhörenden mit; diese Körperzustände sind es, die die Gefühle des Mitleids oder der Wut, der Begeisterung oder der Entrüstung erzeugen, und es macht gewöhnlich keinen Unterschied in der Lebhaftigkeit des Gefühls, ob die Idee, die der Redner auf diese Weise verbreitet, vernünftig oder verrückt, edel oder gemein ist, die Stärke der Erregung ist dieselbe. Ribot schließt seine Bemerkung mit den Worten: „Man könnte Kants Kritik der praktischen Vernunft studiert, alle ihre Geheimnisse ergründet und sie reichlich mit lichtvollen Anmerkungen und Erläuterungen versehen haben, ohne daß man daraus für seine eigne Moral den geringsten Vorteil gezogen hätte. Die praktische Moral hat andre Quellen. Eine der bedauerlichsten Folgen des intellektualistischen Einflusses in der Psychologie der Gefühle besteht darin, daß er zur Verkennung einer Wahrheit verleitet hat, die so klar am Tage liegt.“

Der erste, allgemeine Teil des Werkes behandelt den Schmerz und die Lust, die entweder jedes allein oder miteinander gemischt die meisten andern Gefühle begleiten, die zusammengesetzten Gefühlszustände, die man Gemütsbewegungen, Affekte, Leidenschaften nennt, das Gefühlsgedächtnis, womit nicht die bloße Erinnerung an gehabte Gefühle gemeint ist, sondern das Wiederaufleben des Gefühls selbst bei der Erinnerung daran, die Wechselwirkung der Gefühle mit der Ideenassoziation und die Tätigkeit der Abstraktion bei Gemütsbewegungen, die bewirkt, daß wir aus Eindrücken bestimmter Art, die wir an einem Ort, zum Beispiel in einem Kloster, in der Oper, auf der Reise durch ein Land empfangen, ein allgemeines Kloster- oder Operngefühl, ein Gefühl vom Geiste des Landes davontragen. Der körperliche Schmerz wird bekanntlich ganz allgemein für den Wächter gehalten, der es uns anzukündigen habe, wenn unsrer Gesundheit, unserm Leben eine Gefahr droht. Aber ist dieser Wächter zuverlässig? Die Erkrankung eines Zahnes, die für unser Leben gar nichts zu bedeuten hat, macht uns durch Schmerzen halb rasend, „das Gehirn kann fast ohne Schmerz mit dem Messer abgetragen werden.“ Bei Leberkrebs und andern gefährlichen Erkrankungen innerer Organe bleibt der Wächter stumm oder meldet das Übel erst, wenn es zu spät ist. Zudem verleitet er zu Irrtümern durch falsche Lokalisation. „Ein Zucken in der Nase rührt von Würmern in den Eingeweiden her, ein Kopfschmerz von verdorbnem Magen, ein Schmerz in der rechten Schulter von einer Erkrankung der Leber.“ Ribot teilt mit, wie ein deutscher Forscher, Schneider, diese scheinbare Zweckwidrigkeit biologisch zu erklären versucht. Empfindlichkeit der innern Organe würde dem Tiere nichts genügt haben. Denn wird der Schmerz durch ihre Blosslegung verursacht, die immer den Tod zur Folge hat, so kann das Tier ebensowenig etwas zu seiner Rettung tun, als wenn eine innere Veränderung die Ursache ist. Abwehrmaßregeln kann das Tier nur gegen die Verletzung seiner äußern Teile treffen, darum hat sich die Fähigkeit der Schmerzempfindung hauptsächlich in diesen ausgebildet. Indem das Tier sein Äußeres schützt, schützt es damit zugleich die von diesem bedeckten innern Organe. Bei der Erörterung der physiologischen Grundlage des Gefühlslebens rechtfertigt Ribot die populäre Bezeichnung Herz für Gemüt. Freilich hat alles Bewußte, also auch Empfindung und Gefühl, seinen Sitz im Gehirn. Aber dieses, das animalische Zentrum, steht in der innigsten ununterbrochnen Wechselwirkung mit dem Herzmuskel, dem Zentrum des vegetativen Lebens. Wie bei Stockung des Blutzufusses das Bewußtsein schwindet, so erleidet hinwiederum das Herz von jeder Erschütterung des Bewußtseins einen Rückschlag, und die bildlichen Bezeichnungen dieser Rückschläge im Volksmunde sind im allgemeinen zutreffend. Das klopfende Herz ist gar kein Bild, und das brechende, das schwere, das warme Herz sind physiologisch richtige Ausdrücke für die Zustände, die man meint. Wenn Ribot ein Deutscher wäre, würde er auch die sprichwörtliche Redensart: Gift und Galle speien, für wissenschaftlich korrekt erklärt haben, im folgenden Abschnitt, der von den chemischen Veränderungen bei Gemütsbewegungen handelt. Nicht allein haben viele Gemütsbewegungen chemische Ursachen — so ist die Lustigkeit der Berauschten die Wirkung einer Vergiftung durch Alkohol —, sondern

das chemische Laboratorium unsers Leibes kocht selbst Gifte bei der Erregung durch Zorn, Furcht und Ärger, auch bei Ermüdung. Im Schweiß, im Speichel, im Urin, in der Milch werden solche Gifte ausgeschieden.

Der zweite Teil behandelt die einzelnen Gefühle nach Gruppen geordnet, ihre biologische Entstehung, ihre Entwicklung und Verfeinerung durch das Gesellschaftsleben und ihre krankhaften Ausartungen. Das gesamte Gefühlsleben entwickelt sich aus den Urinstinkten des animalischen Organismus. Diese sind: der Trieb der Ernährung, der vor allem das Hungergefühl und als Schutz vor Schädigung den Ekel hervorruft, der Selbsterhaltungstrieb in der Form der Verteidigung durch Flucht (Furcht), derselbe Trieb in der Form des Angriffs (Zorn, Zerstörungslust), die Zuneigung, der Spieltrieb (Trieb, den Kraftüberschuß zu verwenden, aus dem die Sportlust, Abenteuerlust, Glückspiellust und die ganze Ästhetik hervorgehen), der Wissenstrieb, dessen erste Äußerung die Neugier ist, und der Geschlechtstrieb, der keineswegs mit der Zuneigung oder dem Wohlwollen zusammenfällt, sondern unabhängig davon ist und sich oft im Gegensatz dazu geltend macht. Ähnliches gilt von der Sympathie, die, wie Ribot hervorhebt, an und für sich rein physiologischer Natur ist und aus dem Egoismus nicht hinausführt. Der Egoist empfindet die Schmerzen des Unglücklichen sympathisch mit, aber statt zu helfen, entflieht er, um diese unangenehme Empfindung rasch los zu werden. In welchem Grade das einfache Gefühl im gesellschaftlichen Zusammenhange und durch den Einfluß von Vorstellungen umgebildet werden kann, dafür liefert der Geiz ein recht auffälliges Beispiel, der in gerader Linie vom Hunger abstammt, seinen Ahnen aber so gründlich verleugnet, daß er den mit ihm behafteten zwingen kann, auf Geldsäcken Hungers zu sterben. In dem verwickelten Prozeß der menschlichen Nahrungssuche gesellt sich dem Verlangen nach Speise und der Lust am Essen das Verlangen nach den Mitteln der Nahrungbeschaffung und die Freude an diesen Mitteln zu, und Verlangen und Lust heften sich zuguterletzt an das entfernteste Mittel, das Geld, in einem solchen Grade, daß der Zweck des Geldes darüber vergessen wird, und der Naturtrieb in sein Gegenteil verkehrt erscheint. Das Wohlwollen entsteht nach Ribot aus einer von Lust begleiteten Tätigkeit. Auch das Zerstören macht Freude, aber diese Freude setzt einen krankhaften Gemütszustand voraus; die gesunde Natur knüpft Lustgefühle an jede erhaltende Tätigkeit. Wir freuen uns, wenn eine Pflanze gedeiht, die wir fleißig begießen, und fühlen uns durch diese Freude angetrieben, ihr weiter wohlzutun. Der Wohltäter liebt darum seinen Schützling immer mehr, als dieser ihn. Weil demnach das Wohlwollen ein angeborenes Gefühl sei, während die Gerechtigkeit erst unter dem Einfluß der Überlegung erworben werde, finde man Wohlwollen viel häufiger unter den Menschen als Gerechtigkeit. Das letzte mag richtig sein, aber der sonst scharfsinnige Mann übersieht, daß Gerechtigkeit und Gerechtigkeitsgefühl zwei verschiedene Dinge sind. Das Gerechtigkeitsgefühl scheint so gut angeboren zu sein wie das Wohlwollen, denn schon das dreijährige Kind empfindet es, wenn ihm Unrecht geschieht, und im sechsjährigen äußert sich die Empörung über Ungerechtigkeiten sehr lebhaft, sogar wenn es nicht selbst ihr Opfer ist. Aber Sympathien, Antipathien, Selbstliebe in den verschiedensten

Formen: Eitelkeit, Stolz, Sucht nach dem eignen Vorteil sind zusammen stärker als das Gerechtigkeitsgefühl, sodaß sich dieses gegen so viel Feinde schwer behaupten und nicht leicht zur Tat werden kann, während Bekundung des Wohlwollens durch Worte oder Liebkosungen, die nichts kosten, eine leichte Sache ist.

Was aber von der Unwirksamkeit intellektualisierter Gefühle gesagt worden ist, das gilt in besonders auffälliger Weise von den religiösen. Sie äußern sich am stärksten, wenn sie noch, mit dem rohen Selbsterhaltungstrieb verknüpft, hauptsächlich in der Gestalt von Furcht und selbstüchtiger Hoffnung auftreten und weniger mit moralischen Empfindungen als mit Grausamkeit und Wollust verqu coast sind. Ist das alles überwunden, hören zuletzt auch die feineren und edlern Formen des Kultus auf, so ist die Religion nicht mehr Religion sondern nur noch kalte Philosophie. Aber das religiöse Gefühl gibt auch in den Zeiten solcher intellektueller Verfeinerung sein Recht nicht völlig auf, „es rächt sich durch den Mystizismus.“ In dem Abschnitt über die ästhetischen Gefühle zeigt Ribot, in welcher Verlegenheit Weismann und seine Schule dadurch geraten, daß sie die Vererbung erworbener Eigenschaften leugnen. Alle menschlichen Kunstfertigkeiten werden, im Unterschied von den instinktmäßigen Verrichtungen kunstreicher Tiere, von den Individuen erworben, erworben wird auch die Freude am Anblick oder am Anhören des künstlerisch Geschaffnen. Wie soll sich die ästhetische Anlage durch Entwicklung verfeinern und erhöhen, wenn weder die erworbene Kunstfertigkeit noch die erworbene Empfänglichkeit, die ästhetische Genußfähigkeit, vererbt wird? Außerdem versperre sich Weismann die Einsicht in die biologische Bedeutung des Ästhetischen dadurch, daß er glaube, künstlerische Fertigkeiten könnten zwar auf höhern Zivilisationsstufen im Kampfe ums Dasein nützlich werden und darum sich durch Auslese des Tauglichsten erhalten und vervollkommen, nicht aber bei den Naturvölkern und im vorgeschichtlichen Urzustande. Verzierungen am Leibe, an der Wohnung, an Geräten und Gefäßen sind zunächst Zeichen und als Verständigungsmittel soziologisch wertvoll. Dann setzt ihre Anfertigung drei Eigenschaften voraus, die einem Naturvolke von großem Nutzen sein müssen: scharfe Beobachtungsgabe, gutes Gedächtnis für das Gesehene und Handfertigkeit. Noch deutlicher sei der Nutzen der rhythmischen Künste. Die Entstehung des musikalischen Gehörs habe Weismann daraus erklärt, daß ein feines Gehör nützlich sei, weil es sowohl die Feinde wie die Beutetiere in bedeutender Entfernung wahrzunehmen befähige. Allein feines Gehör und musikalisches Gehör seien ganz verschiedene Dinge. Der Nutzen für den Urmenschen liege vielmehr im Rhythmus. Das Singen und Tanzen gewöhne die Wilden an taktmäßiges Zusammenwirken, sei ihr Zuchtmittel, ihre Kriegsschule und, würde er hinzugesetzt haben, wenn er Karl Büchers „Arbeit und Rhythmus“ gelesen hätte, auch ihre Arbeitsschule. Ribot verfügt über eine ungemein reiche Literaturkenntnis. Aber es ereignet sich nicht selten, daß der viel dürftiger ausgerüstete Laie zufällig ein wichtiges Werk kennen lernt, das dem Fachmann ebenso zufällig entgangen ist. Auch würde Ribot erfreut sein, in dem Buche „Altersklassen und Männerbünde“ von Heinrich Schurz die Bestätigung seiner Ansicht zu finden, daß die Familie keineswegs

so ausschließlich die Urzelle des Gesellschaftsorganismus ist, wie gewöhnlich angenommen wird. In der philosophischen Literatur Englands geht er ziemlich weit zurück. Wäre er noch einen Schritt weiter zurückgegangen, so würde er manches, was er spätern Engländern entnommen hat oder wenigstens in Anlehnung an sie schildert, zum Beispiel die Beschreibung der einfachsten Regungen der Sympathie, schon bei Adam Smith gefunden haben.

Sehr interessant ist Ribots Pathologie der ästhetischen Gefühle. Eine gewisse Einseitigkeit, die immer eine Störung des Gleichgewichts bedeutet und darum krankhaft oder wenigstens die Gesundheit gefährdend genannt werden muß, bringt jede intensive Berufstätigkeit mit sich. Eine Zeit so weitgehender Arbeitsteilung wie die heutige muß sogar zahlreiche Monstra hervorbringen (Ufer überseht unpassend „Ungeheuer“; ein Beweis dafür, daß Fremdwörter in vielen Fällen nicht zu entbehren sind). Der Künstlerberuf ist nun eben auch ein Beruf und bringt also schon darum die Gefahren der Einseitigkeit mit sich. Und da die künstlerische Tätigkeit einen hohen Grad von Erregbarkeit fordert und den Tätigen in einem Zustande dauernder Erregung festhält, so ist sie doppelt gefährlich. Die Exzentrizitäten und die zahlreichen Erkrankungen namentlich von Dichtern und Musikern haben bekanntlich die falsche Ansicht erzeugt, daß ästhetische Begabung schon an sich eine Krankheit und Genie gleich Wahnsinn sei. Als besondere pathologische Ausprägungen der ästhetischen Gemütsbewegung sind nach Ribot anzuführen: „1. der hartnäckige Hang zum Pessimismus, die beharrliche und ausschließliche Neigung zur Kunst des Traurigen, die in gewissen Zeitaltern und besonders in dem unsrigen vorherrscht. Ihr Umsichgreifen wird durch Nachahmung und Mode nicht hinreichend erklärt; es hängt mit tiefem Ursachen zusammen, mit allgemeiner Herabstimmung und Entkräftung. Die pessimistische Kunst ist der Ausdruck des von der Entkräftung erzeugten Unbehagens sowohl bei den Schaffenden wie bei den Genießenden. Nicht eine Krankheit der Kunst darf man diesen Pessimismus nennen, der eine Krankheit der Personen und des Zeitalters ist. 2. der Hang zum Größenwahn in der Form des Stolzes und noch öfter der hochgradigen Eitelkeit. Das genus irritabile vatum kennt man von alters her, aber in manchen Zeiten wüthet der Größenwahn auf dem ästhetischen Gebiet wie eine Epidemie.“ Und da er den Dichter dazu treibt, sich Geltung zu verschaffen, so entstehen daraus die bekannten literarischen Antriebe und Raubalgereien. Über diese findet man bei Adam Smith eine feine Bemerkung. Er und andre Beobachter hätten die Erfahrung gemacht, daß viele Dichter häßliche Charakterzüge zeigten, während die großen Gelehrten, namentlich Mathematiker und Physiker, meist liebenswürdige, schlichte, heitre Männer ohne Falsch seien. Der Unterschied rühre daher, daß die Schätzung von Dichterverken auf Geschmacksurteilen beruht, diese aber subjektiv und unsicher sind, weil sie nicht nach festen Regeln gefällt werden können. Die Dichter und die Novellisten wußten deshalb niemals genau, was sie geleistet hätten; es entwickelte sich bei ihnen eine krankhafte Sucht, durch Anerkennung beim Publikum die Zweifel an ihren eignen Leistungen beseitigt zu sehen; sie wollten diese Anerkennung erzwingen, und darum verbündeten sie sich zu Cliques und schmiedeten Ränke gegeneinander. Mathematiker und Physiker dagegen vermöchten genau

abzuschätzen, wieviel sie zur Bereicherung ihrer Wissenschaft beigetragen hätten, und nach Anerkennung beim Publikum könnten sie schon deswegen nicht streben, weil dieses von ihrer Wissenschaft nichts verstehe. In Beziehung auf Laster und Verbrechen schlägt nach Ribot das Dichtergenie zwei einander entgegengesetzte Richtungen ein, zu denen ein und dasselbe Gesetz den Anstoß gibt, nämlich: daß jede intensive Vorstellung einer Handlung zur Verwirklichung drängt, weil sie selbst schon der Anfang einer Handlung, die Wirkung motorischer Kräfte, ein Bewegungsantrieb ist. Wer sich auf dem Turme der Vorstellung hingibt, er stürze hinunter, der stürzt leicht wirklich hinunter. Nun hat der Künstler von Natur lebhaftere Vorstellungen; in der Phantasie verrichtet er nicht allein Heldentaten, sondern er begeht auch Verbrechen und feiert Orgien. Darin liegt eine starke Versuchung für ihn, wirklich ein Verbrecher zu werden. Andererseits kann sich bei ihm die durch Phantasien aufgeregte Leidenschaft in einem Kunstwerk entladen, und so seine schöpferische Anlage zum Schutz vor Verbrechen und Torheiten werden, wie bei Goethe, der, eine durch und durch gesunde Natur, krankhafte leidenschaftliche Erregungen durch die Objektivierung in Gedichten aus seinem Innern austieß.

Ribot beschränkt sich streng auf die Untersuchung des Tatsächlichen und läßt sich in Metaphysisches nicht ein. Diesem, der Beantwortung der Frage nach dem Wesen der Seele, ist das ausgezeichnete Werk von Ludwig Bussé gewidmet: Geist und Körper, Seele und Leib (Leipzig, Dürrsche Buchhandlung, 1903), das wir schon im 20. Heft kurz angezeigt haben, an das wir aber seiner Wichtigkeit wegen versprochenmaßen noch einmal erinnern wollen. Man kann nach ihm die verschiedenen Ansichten über den Gegenstand auf drei zurückführen: die materialistische, die parallelistische und die dualistische. Die materialistische ist unbedingt und in jedem Sinne monistisch. Mit der Annahme der andern beiden wird nur ein empirischer Dualismus festgestellt (das Körperliche und das Geistige zwei voneinander durchaus verschiedene Gebiete der Erscheinung), die Frage nach dem metaphysischen: ob Körper und Geist auch verschiedene Wesenheiten seien, offen gelassen. Der Unterschied der dritten Ansicht von der zweiten besteht darin, daß nach dieser die körperlichen und die geistigen Erscheinungen jede für sich nach ihren eignen Gesetzen ablaufen, ohne einander zu beeinflussen, nur durch prästabilierte Harmonie so aneinander gebunden, daß jedem körperlichen Vorgang ein geistiger entspricht. Nach der dritten Ansicht dagegen wirken Körper und Geist aufeinander ein: körperliche Veränderungen haben geistige, geistige haben körperliche zur Folge, Leib und Seele stehn in Wechselwirkung miteinander. Bussé widerlegt die ersten beiden Ansichten in allen ihren Schattierungen und weist die Notwendigkeit nach, die dritte anzunehmen. Wenn, wie einige Materialisten sagen, das Geistige nur ein Nebenprodukt gewisser physikalisch-chemischer Prozesse ist, dann, bemerkt Bussé u. a. richtig, ist ja auch unser Denken etwas ganz wertloses, und ist es gleichgültig, ob wir die Wahrheit treffen oder irren. Die Wissenschaft hätte dann nur noch insofern Wert, als sie dazu angewandt werden kann, uns durch die Technik unser kurzes Erdenleben zu erleichtern. Im Widerspruch zu ihren Theorien aber werten die materialistischen Gelehrten das Geistige sehr hoch. „An

Idealismus der Gesinnung beschämen viele von ihnen manchen, der theoretisch den Idealismus vertritt.“ Wäre wirklich das Materielle das einzige wahrhaft Seiende, dann wäre der ganze Weltspettakel mit allen seinen Sonnensystemen ein Lärmen um nichts; denn die Gasbälle und die Erdklumpen, die wir Sonnen und Planeten nennen, sie mögen so groß und so zahlreich sein, wie sie wollen, sind an sich nicht mehr wert als jedes kleine Erdklümpchen, das gleich ihnen nur insofern einen Wert erhalten kann, als es Mittel zur Erhaltung von Menschen, von Bewußtsein und Geist wird; das einzige Wertvolle in der Welt ist der lebendige Geist. Bekanntlich wird seit Locke die Unvergleichbarkeit der geistigen und der körperlichen Vorgänge als der Hauptbeweis dafür angesehen, daß der Geist weder Körper noch Produkt eines physikalischen oder chemischen Prozesses, eine „Auscheidung“ sein könne. Busse bemerkt, es genüge für diesen Beweis nicht, daß man nur oberflächlich die Unähnlichkeit der Erscheinungen beider Gebiete hervorhebe. Mechanische Bewegung, Wärme und Elektrizität sehen einander auch nicht ähnlich, und der Übergang der einen in die andre bleibt uns unbegreiflich, dennoch steht es fest, daß sie nur verschiedene Formen derselben Energie sind. Man muß sich klar machen, daß alle körperlichen Vorgänge räumlicher Natur sind, räumlich: Räume erfüllend, über Flächen sich ausbreitend, in Linienform fortschreitend, gedacht, vorgestellt werden können und müssen, und daß dieses auch von den Molekularbewegungen gilt, die wir als Wärme und als Elektrizität empfinden. Dagegen ist es ganz unmöglich, Gedanken und Gefühle als etwas Räumliches sich vorzustellen, etwa als an einer Fläche haftend oder sich über eine solche verbreitend.

Der von Leibniz begründete, in ganz anderer Form und in ganz anderm Sinne heute u. a. von Wundt und Paulsen vertretene Parallelismus führt nach Busse zu Folgerungen, deren Unannehmbarkeit er an einigen krassen Beispielen zeigt. Ein Professor examiniert einen Kandidaten. In seinem Geiste läuft eine Vorstellungreihe in Form eines Zwiegesprächs ab, im Geiste des Kandidaten geschieht dasselbe. Aber durch die beiderseitigen Mundbewegungen wird keine der beiden Vorstellungsrerien beeinflusst. Die Mundbewegungen des einen werden durch den augenblicklichen Gehirnzustand bewirkt, der gewisse motorische Nerven in Schwingungen versetzt und hierdurch Muskelkontraktionen bewirkt. Die Kehlkopf- und die Mundbewegungen erzeugen Schallwellen, diese lassen das Trommelfell des andern Mannes erzittern, dessen Schwingungen pflanzen sich ins Gehirn fort, und dieses setzt auf dem oben beschriebnen Wege wieder die dazu gehörigen Mundpartien in Bewegung. Auf diesen Kreislauf körperlicher Vorgänge haben die Gedanken der beiden Männer ebensowenig Einfluß als jener auf diese. Nach demselben Schema stelle man sich die Tätigkeit Napoleons vor, wie er die Schlacht bei Austerlitz leitet, oder des Dramen schreibenden Shakespeare, oder, mit einem englischen Psychologen zu sprechen, those two hundred pounds, more or less [anno 1517 jedenfalls noch less] of warmish albumoid matter called Luther, wie er oder vielmehr es die Thesen anschlägt, und man kann nicht anders als die Sache lächerlich finden. Eine besondere Schwierigkeit erwächst dem Parallelismus noch daraus, daß es unmöglich ist, für jeden körperlichen Vorgang einen entsprechenden geistigen nach-

zuweisen oder auch nur anzunehmen, während allerdings jeder geistige ohne Zweifel von einer Gehirnschwingung begleitet gedacht werden muß. Auch könnte bei seiner Annahme von logischen Gesetzen, von Wahrheit und Irrtum keine Rede sein. Denn der Ablauf der Vorstellungsreihen im Geiste wäre an den Ablauf von Reihen physikalischer Vorgänge gebunden, die nicht anders ablaufen können, als sie wirklich ablaufen: nach den unveränderlichen Gesetzen der Naturkausalität. Ein Gedanke, den wir irrig oder einen Fehlschluß nennen, wäre ebenso notwendig wie die aus dem augenblicklichen Gesamtzustande des Organismus hervorgehende Gehirnschwingung, zu der er gehört.

Der Verfasser schließt aus alledem (was er mit seinen mehrere hundert Seiten umfassenden Ausführungen natürlich weit vollkommener klar zu machen vermag als wir mit unsern kurzen Andeutungen), daß die Seele ein vom Körperlichen verschiedenes, ganz anders eingerichtetes Wesen sein müsse, das in einer uns unbegreiflichen Weise auf den Leib einwirkt und von diesem Einwirkungen erleidet. Gott setzt eine Welt von Dingmonaden, die, an sich unkörperlich, in ihrer Verbindung die körperlichen Erscheinungen hervorbringen und keinen andern Zweck haben, als die Unterlage und die Werkstatt zu bilden für die zu einer Entwicklung berufenen Seelenmonaden. Die Dingmonaden haben keine Entwicklung; nur ihre wechselnden Kombinationen haben eine solche. Die Seele entwickelt sich fort, ist dagegen kein Entwicklungsprodukt; weder entsteht sie durch Entwicklung aus dem Leibe, noch entsteht so eine höhere Seele aus der niedern, etwa eine Menschenseele aus einer Affenseele. Sondern dem leiblichen Organismus wird die je nach seiner Entwicklungsstufe für ihn passende Seele zugesellt.

In der kurzen Anzeige wurde schon erwähnt, daß Buxte auch den aus dem Gesetze der Erhaltung der Energie abgeleiteten Einwurf gegen die Wechselwirkung widerlegt: Einwirkung der Seele auf den Leib würde ja eine Vermehrung der Energie bedeuten. Das Energiegesetz hat einen zweifachen Sinn. Als Gesetz der Äquivalenz besagt es, daß bei der Umwandlung einer Energieform in die andre die Energiemenge nicht geändert wird, daß für jede in der einen Form verbrauchte Energiemenge als Wirkung eine gleich große Energiemenge in der andern Form auftritt. Eine Denknöwendigkeit ist dieses Gesetz nicht, aber Robert Mayer hat es für den Fall der Verwandlung von mechanischer Arbeit in Wärme und umgekehrt durch das Experiment bewiesen, und die Erfahrung hat noch keine Abweichung von dem Gesetz kennen gelehrt (die in den letzten Jahren entdeckte Radioaktivität, die dem Gesetz zu widersprechen scheint, ist allerdings vorläufig noch nicht aufgeklärt). Und dieses wird von der Einwirkung der Seele nicht durchbrochen. Wenn eine Vorstellung durch die Nerven Muskeln in Bewegung setzt, so kann das immer in der Weise geschehen, daß die im chemischen Prozeß der Nervenmasse verbrauchte Energie und die mechanische Muskelleistung einander gleich sind. Der andre Sinn, der mit dem Energiegesetz verbunden zu werden pflegt, ist der, daß die Gesamtmenge der im Weltall vorhandenen Energie unveränderlich sei. So gefaßt nennt man es das Gesetz der Konstanz. Dieses Gesetz wird allerdings durchbrochen, wenn jede neue Seele dem Universum neue Kraft zuführt. Aber dieses Gesetz ist ebensowenig

eine Denknöwendigkeit wie das der Äquivalenz, und es ist außerdem auch nicht gleich jenem durch die Erfahrung bewiesen. Ja es kann gar nicht bewiesen werden. Das abgeschlossene Universum ist eine Idee, kein Erfahrungsbegriff. Seine Stoff- und Kraftmenge kann schon darum nicht gemessen werden, weil wir seine Grenzen nicht kennen, nicht wissen, ob es überhaupt Grenzen hat. So wenig wir wissen, ob und in welchem Maße auf unser Sonnensystem ein benachbartes Sonnensystem einwirkt, so wenig oder vielmehr noch viel weniger können wir wissen, ob nicht außerhalb der durch unsre Teleskopen wahrnehmbaren Welt andre Welten vorhanden sind, von denen die unsre Einwirkungen zu erwarten hat.



Unter Kunden, Komödianten und wilden Tieren

Lebenserinnerungen von Robert Thomas

(Fortsetzung)



nsere nächstes Reiseziel war Molsheim, wo wir den neuen Spiegel aus Nürnberg erhielten, der nebst der Fracht zweihundert Mark kostete. Auf der Weiterreise nach Bruchsal fuhr ich, um meinem Prinzipal Kosten zu ersparen, „schwarz“ und blieb anderthalb Tage im Wohnwagen, wo ich mir, nachdem mein Mundvorrat aufgezehrt war, auf einer Spiritusmaschine Spiegeleier machte, ein Gericht, dessen Bestandteile ich im Küchenschranke gefunden hatte. In Bruchsal war Markt, und wir machten, da keine andre Schaubude dort war, ein gutes Geschäft.

Am ersten Sonntag gab mir Lowinger großmütig fünfzig Pfennige „Mansch“ (Trinkgeld), dagegen machte er keine Anstalt, mir meinen Lohn auszus zahlen, und hatte offenbar die Absicht, mich den zerbrochnen Spiegel abarbeiten zu lassen. Am Abend ging ich in eine Wirtschaft und sah dort an der Wand eine Zeitung hängen, worauf das Bild einer Löwen darstellung abgedruckt war; es war die vorläufige Anzeige, daß die Menagerie Continental (die frühere Böhmesche) nach Offenburg kommen würde. Ich setzte mich sofort hin und schrieb nach Lahr, wo sich die Menagerie augenblicklich aufhielt, und bot ihr meine Dienste an. Die ganze Woche erhielt ich keine Antwort; als ich aber an dem darauffolgenden Sonntag Abend mit dem Abbrechen der innern Einrichtung unsrer Bude beschäftigt war, bemerkte Lowinger ganz beiläufig, es sei ein Brief für mich angekommen. Er hatte offenbar schon eine Ahnung davon, was dieser Brief bedeute, und hatte mir ihn deshalb den ganzen Tag vorenthalten. Er sagte dann noch, ich solle am nächsten Morgen, sobald ich aufgestanden sei, die Fassadenteile der Bude herunternehmen. Ich las den Brief, der mir mein Engagement ankündigte, trank noch ein Glas Bier und legte mich zur Ruhe. Am andern Morgen übereilte ich mich nun nicht mit der aufgetragenen Arbeit, sondern erklärte meinem Prinzipal, der mir deshalb Vorwürfe machte, ich täte nun überhaupt nichts mehr, und er möchte mir, sobald es ihm passe, meine Papiere geben. Ich sah nun zu, wie Lowinger allein weiter arbeitete und das Holz auflud, wobei er ununterbrochen auf mich schimpfte. Als sich recht viel Publikum um uns gesammelt hatte, bemerkte er, er habe auch nichts weiter zu essen als Brot und Käse, und damit könne man auch zufrieden sein. Ich sollte einmal die Leute dort fragen, ob sie nicht auch mit Brot und Käse zufrieden wären. Ich folgte seiner Aufforderung und fragte die versammelte Menge: Seid ihr zufrieden mit einem Stück Brot und Käse? Das Publikum antwortete einstimmig: Nein nein, und unter dem allgemeinen Gelächter verstummte das Geschimpf meines Prinzipals.